

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 25 (1941)
Heft: 1

Artikel: Altes und Neues aus Bern
Autor: Blocher, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419847>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

oder dem burschikos saloppen „Prosch! Neujahr!“ Er stammt aus einer Zeit, wo man Zeit hatte; aus einer Zeit, wo man sich nicht scheute, Gemüt und Sinn in einen Neujahrswunsch zu legen; wo man für eine solche Gefühlsäußerung deutsche Worte brauchte, nicht in fremdländischen Ausflucht suchte. Wer „Prosch! Neujahr!“ wünscht, denkt und fühlt entweder überhaupt nichts oder er meint nur den Neujahrstag, der möglichst lustig verlebt werden soll. Wer dagegen „es guets, glückhaftigs neus Jahr“ wünscht, meint das ganze neue Jahr, wo noch im Zeitenschoße ruhn „die schwarzen und die heitern Lese“. Und dieses breitspurige „glückhaftig“ — fühlt man nicht, wie die Volkssprache hier dem alltäglichen „glücklich“ absichtlich aus dem Wege geht, um etwas Rechtes, Ernstgemeintes zu sagen? D. v. G. †

„Sprachpillen“, neue Folge.

Altes und Neues aus Bern.

Herr Albert v. Tavel, der ältere Bruder des bekannten Erzählers Rudolf v. Tavel, hat auf Weihnachten 1940 (aber etwas zu spät, als daß es noch in unserem Christmonatsblatt hätte besprochen werden können) ein Büchlein herausgegeben, das mir und sicherlich vielen andern Freude bereitet hat. Ich empfehle es gern allen, die sich einst als Buben (Fishe nannten wir uns) in den lieben alten Lauben herumgetrieben haben, allen, die Bern lieb haben, aber auch allen Volkskundlern und Heimatverehrern. Es ist betitelt: Bärnerläbe vor siebezg Jahre (Verlegt bei Alfred Scherz in Bern). Es liegt in seiner freundlichen Ausstattung so verführerisch da, daß es auch der gern anschauen mag, der etwa nachher sagen wird, erschütternd sei nicht, was darin steht. Sprachlich wäre vielleicht zu sagen, daß die vielen Relativsätze mit „der, die, das“ (statt „wo“) nicht als echt berndeutsch gelten könnten. Aber trotz meiner Empfindlichkeit in diesem Punkte habe ich doch den Eindruck, daß auch das gesprochen sei; wenn ein gebildeter Berner im Zusammenhang erzählt und schildert, wird er so sprechen, wie Herr v. Tavel hier tut; es gibt eben mehr als einerlei Berndeutsch.

Da wir es mit einem echten Patrizier zu tun haben, schenkte ich beim Lesen seinem Wortschatz Aufmerksamkeit und schrieb mir allerhand heraus, was mir auffiel. Der Verfasser lebt zwar noch unter uns, aber die Menschen, von denen er sprechen gelernt hat, sind zum Teil noch im achtzehnten Jahrhundert geboren. Wie oft ist die gezielte, als halb-welsch verschrieene Sprache dieser alten Stadtberner verspottet worden.

Es sei aber sogleich gesagt: Diese lieben Alten waren besser als ihr Ruf, und die vielen welschen Brocken in ihrer Rede verbieten keineswegs, sie ganz und gar zu den deutsch sprechenden und fühlenden Menschen zu zählen. Wir haben es hier mit dreierlei zu tun: mit den Resten einer Standessprache, die einst bis Wien und Königsberg reichte, mit Familien, deren Verwandtschaft zum Teil jenseits der nahe verlaufenden Sprachgrenze lebt, zudem mit konservativ denkenden Menschen. Die allerdings nicht wenigen welschen Entlehnungen ihrer Sprache waren früher großenteils überall im Gebrauch und haben sich nur in Bern länger erhalten. Acteurs und Pièce sagte man im Weimar Goethes und Schillers und im Berlin Lessings; Pièce mit der Bedeutung Gang oder Gericht bei festlichem Mahl ist auch nicht bloß in Bern üblich gewesen. Und so steht es auch mit signieren, Coût, Dîner, Calesche, Bagage, Négligé, Logis, Aidemajor, Bougie, Campagne (Landgut), Bordüre, Visiten, Ménagegeld, aimable, ferwânt, Lanterne magique und (dazugehörig) Transparent. (Die mir von meinem vornehmen

Berner Götti geschenkte Wunderlampe hieß freilich in unserm Haus Zauberalterne, und zum Transparent läßt sich sagen, daß es dem heutigen Bastardwort Diapositiv vorzuziehen ist.) Peristyl gehört sogar ganz dem höhern und klassischen Europäertum an, und distinguert möchten wohl die darin verkehrenden Herrschaften bis heute heißen. Noch jetzt bern-„deutsch“ ist Fête und sich schockiere (Anstoß nehmen). Überall außerhalb Berns mögen veraltet oder verschwunden sein: Charme (Zauber), Coupe (Schale), Brioché (ein Gebäck), Boucle (Locke), Inconvénient (Nachteil), Jatte (Schale, selbst in Frankreich kaum mehr zu hören). Einige der von Tavel gebrauchten Wörter versteht nur, wer die örtlichen Verhältnisse kennt, so balustres; das sind die kleinen Geländer, die im alten Bern die hohen Barockfenster zieren, so daß man im Sommer auf schmucken roten Kissen im offenen Fenster liegen kann. Baveron, das die französischen Wörterbücher nicht kennen, hält Tavel selbst für erklärungsbedürftig (Ähmanteli nennt er's, in Deutschland sagt man Serviette, soweit Freßlappen als zu derb gilt), auch Pistasche (Knallbonbon) und Canard (Kaffeezuckerli) erläutert er. Die ebenfalls hierhergehörende Servante ist samt ihrem Namen verschwunden; sie war ein zur Warmhaltung des Teekessels neben dem Platz der Hausfrau aufgestelltes Kohlenbecken, also eine Schwester des heutigen Servierboy. Auch das Chauffepied, das ich vor sechzig Jahren meiner Großmutter trug, wenn sie zur Kirche ging, ist heute überflüssig geworden; das Réchaud lebt noch, sieht aber anders aus als ehemals, wie alles, was Wärme erzeugen soll.

Daß das Französische bei den alten Bernern doch besser gepflegt war als anderswo, möchte man schließen aus dem zuweilen richtigeren Gebrauch, den sie von den entlehnten Wörtern machten. So heißt bei Tavel des Hausherrn Arbeitszimmer Papas Cabinet; das ist echt französisch, aber in der Schweiz braucht man das Wort meist in anderm Sinn. Als ich aus Frankreich in die Westschweiz zog und es für nötig hielt, an die Sprechzimmertür anzuschreiben: Cabinet du pasteur, mußte ich bald erfahren, daß die Schweizer, auch die welschen, das in unerwünschter Weise falsch verstanden, und die Aufschrift wieder entfernen. Für die süße Speise nach dem Hauptgericht (Fleisch) sagen wir Dessär. Bei Tavel heißt das immer richtig Entremets; ein Apfelbrei oder eine Schlagsahne ist kein Dessert; so heißen nur die kleinen Gutsli, Hüpli, Zeltli, die mit oder nach dem Entremets oder zum Obst gegeben werden. Für die aus Deutschland kommende Konditorei, die in Zürich mit der einheimischen Feinbäckerei im Kampf liegt, sagt Tavel entweder echt schweizerisch Zuckerbeck oder französisch Confiserie (laden). Auffällig ist mir, daß er das in meinen französischen Wörterbüchern fehlende griechische Wort Kataplasma (heißes Leinsamenpflaster) Cataplasme schreibt, vermutlich nach älterer, heute aber nicht mehr üblicher französischer Aussprache (Ausfall des s); wir sagten übrigens als Kinder, ganz schweizerdeutsch und offenbar mit Volksdeutung: Charteblaas.

Aber neben echtem Französisch finden sich bei Tavels Bernern auch einige der bei uns üblichen Fehler: so das den Welschen anstößige partout für durchaus, so das Plainpied für Erdgeschöß, rez-de-chaussée (Plainpied = Wohnung auf einem Boden), so Délicatesse für Leckerbissen und das aus enfin entstellte afäng, das ebenso als Bestandteil der Berner Mundart gelten kann wie das lateinische pârsee.

Sonderfälle:

Bei Tavel heißt es selbstverständlich Papa, Mama, Grandpapa, Grandmama, und er wußte schon als Knabe, daß das zur Vornehmheit gehört, denn er hält einem Mann,

der ihn beim „Vater“ verklagen wollte, entgegen: „Wenn du ihn kennstest, wüßtest du, daß man ihm Papa sagt“. Ich mußte, als ich vor sechzig Jahren in die Stadtschule eintrat (dieselbe, die Tavel besuchte), und ebenso nachher im Basler Gymnasium, meines guten Rufes wegen meine Eltern Papa und Mama nennen, denn das schied die „besseren“ Jungen von den andern. Grand freilich gab es für mich nie. Zu Tavels Jugendsprache scheint Papillon zu gehören; Pfisolter kennt er als ländliches Sprachgut, der Schmetterling ist ihm anstößig wie allen Schweizern, die zu dem Fall das Wort ergreifen.

Tavel berichtet, „i üse Kreise“ sage man nicht „Frühstück“, sondern Dejeuniere, und „Morgenässe“ habe man zu seiner Zeit das Mittagessen genannt. Ich habe in Erinnerung, daß ich als Kind in Bern das Wort als Tischnere verstand, und mein Großvater jedenfalls sagte tischnere; er war kein Berner und verstand nicht französisch. Die Großmutter, eine Emmentalerin mit Volksschulbildung, nahm Anstoß daran, daß ihre stadtbernerische Schwiegertochter nicht Morgenässe sagte; die aber erwiderte, in der Stadt sage man von jeher Dejeuniere, und Morgenässe käme ihr affektiert vor. Der Großmutter hatte vielleicht nie jemand gesagt, was ein Fremdwort ist, aber sie nahm Anstoß auch am Gratuliere und Kondoliere, weil das nichts sage. Mir kleinem Buben gab das damals zu denken.

Tavel berichtet weiter, er sei angehalten worden, mit merci oder obligé zu danken und mit siwuplee zu bitten. Über dieses merci obligé (gewöhnlich häufte man die beiden Wörter) spottete auch wieder meine Großmutter, und wir sagten nie so — wir gehörten ja auch nicht zu „üse Kreise“. Das obligé muß der ältern Sprache angehören, ich habe es in den Jahren, die ich in verschiedenen Gegenden Frankreichs, in der Hauptstadt und bei unsern Welschen zubrachte, niemals gehört.

Noch etwas von deutschem Sprachgebrauch. In Klammern wird uns gesagt, daß Tavel in der Schule gelernt habe, man sage anständigerweise nicht Buuchweh, sondern Leibschmerzen. In Norddeutschland gilt Bauch in der Tat für ein unanständiges Wort, und es wird wohl einer von den damals in Bern und anderswo tätigen deutschen Schulmännern gewesen sein, von dem jene Weisheit ausging.

Daß Tavel im Grunde über den Dingen steht und Gefühl für das Echte hat, beweist seine Bemerkung, Dejeuniere sei „e Biz vo däm Wältsch, wo sich i amüsanter Wys i ds stedtische Bärndütsch ygnistet het“. Und daraus sieht man, wie wenig das Sprach- und Volksgefühl dieser Berner doch von ihrem „Wältsch“ angefressen war. Ich suche umsonst in Tavels Berndeutsch nach sogenannten Galizismen; einen einzigen finde ich: „Äses Hinderhus het uf ds Bollwärk gä“ — donnait sur le boulevard. Ein Elsfässer Bourgeois etwa würde es nicht für nötig halten, zu dem Mädchenamen Jenny in Klammern beizufügen: „Me mues das französisch usspräche“, würde sich auch nicht über die Dienstmädchen lustig machen, die deutsche Namen welsch aussprechen (Hürnäng und Quinquelin statt Hörning und Kinkelin), würde auch nicht Pänson schreiben, wie Tavel tut, noch History, denn im Elsaß ist französisch das Vornehmere und hat immer den Vorteil. Nicht spöttisch jedenfalls meint Tavel die Mitteilung, die Berner Kinder hätten die Ménagerie Tierhütte genannt. Seine Bildung wie sein innerstes Gefühl ist eindeutig deutsch. Zwar ist es ihm nicht anstößig, daß er Albär genannt wurde, während ich mich im Alter von zehn Jahren darüber aufhielt, daß die Berner mich Eduar anredeten. Aber immer erscheint doch das „Wältsche“ als das Fremde, ganz wie bei seinem Mitbürger Jeremias Gotthelf. Trotz dem Kindermdädchen, das man

ihm gegeben hatte, einem „wältsche Rosinli“, scheint es nicht so ganz von selbst gegangen zu sein, als man im Gespräch mit Bourbakis Soldaten „üses ganze Wältsch zäme ramifiere“ mußte, und noch der Student Tavel hatte Förderung im „Wältschparliere“ nötig, weshalb die Eltern einen welschen Medizinstudenten ins Haus nahmen. Dazu paßt, was vom Siebziger Krieg berichtet wird: das Volk im allgemeinen habe es mit den Franzosen gehalten, die gebildeten Kreise dagegen meist mit den Deutschen, „wil me halt doch dütsch gredt u dütschi Lieder gfunge het“ — also gerade umgekehrt, als man aus dem halb welschen Patrizierwesen schließen möchte. Immer wieder verwundert einen die Tiefe der sprachlichen Verwurzelung bei diesen Stadtbernern. War es nicht einer von ihnen, der zwar verschämt meinte bekennen zu müssen: „Die deutsche Sprache ist mir fremd“, und doch „Die Alpen“ schrieb, jenes „ernste große Gedicht“, in dem Goethe „den Anfang einer nationalen deutschen Poesie“ erkennt: Albrecht v. Haller? Das ist die Macht des „im Sprachgefühl schlummernden Volksbewußtseins“, wie wieder einer aus jenen Familien sich ausdrückt: Otto v. Greyerz.

Eduard Blocher.

Zu unserm Vereinschweizerdeutsch.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Seit einigen Jahren wird auch in den Vereinsverhandlungen wieder mehr schweizerdeutsch gesprochen als früher. Das wäre an sich recht erfreulich, wenn nur dieses schweizerdeutsch — schweizerdeutsch wäre. Aber manchmal ist es zum Davonlaufen: nicht hochdeutsch, nicht schweizerdeutsch, sondern ins schweizerdeutsche wörtlich übergesetztes Hochdeutsch, durchweg hochdeutsch gedacht, nur schweizerdeutsch ausgesprochen. 3. B. „Mäglich der letzichte Generalversammlig het euse Verein uf Antrag euseres Kassiers und nach gewalteter Diskussion beschlosse, diejenige Mitglieder, die de Jahresbitrag no nid entrichtet hend, ufzfordere, denselbe bis spätestes Ende März laufenden Jahres iz'zale, ansonst si gstriche werdid.“ Das soll schweizerdeutsch sein: Mäglich der Generalversammlig? Antrag euseres Kassiers? Nach gewalteter Diskussion? Beschlosse? Diejenige, die? Denselbe? Man hört doch auf Schritt und Tritt die hochdeutsche Formel heraus: „Unmäglich der letzten Generalversammlung hat unser Verein auf Antrag unseres Kassiers und nach gewalteter Diskussion beschlossen, diejenigen Mitglieder, die ihren Jahresbeitrag noch nicht entrichtet haben, aufzufordern, denselben bis spätestens Ende März laufenden Jahres einzuzahlen, ansonst sie gestrichen würden.“ Man kann das auch hochdeutsch noch besser sagen. Schweizerdeutsch würde das etwa lauten: „A der letzichte Hauptversammlig het euse Kassier der Utrag gstellt, me soll dene Mitglidere, wo de Jahresbitrag no nid zalt hend, schreibe, wenn si bis spätestes Endi Merze nid zaled, so tüeged mer si striche. Mer hend über de Utrag gredt und hend so beschlosse.“ Ist gegen diese Landplage nichts zu machen?

Uns vom Sprachverein ist die Sache nicht neu. Wir kämpfen seit fünfundzwanzig Jahren gegen dieses Versammlungs- und Vereinschweizerdeutsch; Otto von Greyerz hat es schon vor über dreißig Jahren als „Großratsdeutsch“ verspottet. Die häufigsten und schwersten Fehler gegen das Wesen unserer Mundart sind etwa folgende:

1) Einen eigentlichen Wesfall hat das Schweizerdeutsch nur in ganz beschränktem Maße: von Personenbezeichnungen (Mis Batters Brüeder, 's Meiers Huus, 's Pfarrers Bueb) und in einigen festen Formeln: um Gottes Wile, mit Lufels Gwalt). Sonst wird er immer mit „von“ oder dem Wemfall umschrieben (der Utrag von euserem Kassier, Ende Merze vo däm Jahr; euserem Kassier sin Utrag).

2) Das bezügliche Fürwort heißt nicht: der, die, das usw., sondern: wo; also: „die Mitglieder, wo no nid zalt hend.“ Also auch nicht: „De Bschluß, den mir gfaßt hend“, sondern: „wo mir gfaßt hend“. Nicht: „Der Utrag, über